

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 25 (1931)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Geschichte der führenden Völker.

Der Verlag Herder, Freiburg i. Br., gibt eine neue Weltgeschichte heraus unter der Leitung der Herren Professoren Finke, Junker und Schnürer. Dreißig Bände sollen herauskommen und die Geschichte aller führenden Völker behandeln, angefangen von den Ägyptern und Babylonieren bis zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch China, Indien und Japan werden nicht vergessen. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Als ich die Ankündigung dieses neuen Werkes las, überkam mich Staunen ob des Mutes und der Zuversicht des Verlegers und der leitenden Herren. Die große Masse des deutschsprechenden Volkes ist heute arm an Geld und vielfach auch an Idealismus. Es hat nicht manchen Zeitpunkt gegeben, wo die Menschheit weniger historisch eingestellt war als heute. Wir bewundern also den Optimismus, der den Gedanken an ein solches Geschichtswerk weckte und in die Tat umsetzen will. Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß ein katholischer Verlag den zähen Lebenswillen aufbringt, trotz aller Schwierigkeiten auf materiellem und geistigem Gebiet wertvolles Bildungsgut in neuem Gewand unter das deutsche Volk zu bringen.

Die Zahl der hochangesehenen Gelehrten, die ihre Mitarbeit zugesagt haben, ist groß. Auch Schweizer finden sich darunter. Neben den beiden Freiburger Professoren Schnürer und Castella treffen wir den hochw. Abt von Einsiedeln, Dr. P. Ignaz Staub, der auf historischem Gebiet sich durch ein Lehrbuch über die Geschichte des Mittelalters bekannt und verdient gemacht hat.

Den Anfang dieser Geschichte der führenden Völker machen die im folgenden besprochenen Bände von Hassinger und Berve.

Hassinger Hugo. Geographische Grundlagen der Geschichte. 2. Bd. der Geschichte der führenden Völker. Herder, Freiburg i. Br. 1931. Brosch. M. 8.50, geb. M. 10.50.

Hassinger gilt als einer der ersten Geographen auf deutschem Sprachgebiet. Von Wien war er nach Basel gekommen, von dort nach Freiburg i. Br., und jetzt ist er bereits wieder nach Wien berufen worden. Er will mit seinem Buche zeigen, daß die Entwicklung der Kulturvölker durch die Landschaft bedingt ist, daß aber auch mit dem Fortschritt eines Kulturvolkes die Landschaftsbilder und oft auch der Wert der Lage dieser Landschaften sich ändern.

Dieser wesentliche Gedanke des Buches ist eigentlich eine Binsenwahrheit. Schon der Säugling der Wissenschaft, der junge Gymnasiast, erfährt auf den ersten Seiten der Quellenlektüre, seines Caesars, daß geographische Momente es waren, die die Helvetier zum Auszug aus ihrem Lande bestimmten. Sie waren von allen Seiten durch natürliche Grenzen,

Wasser und Berge, eingeengt und hatten für ihre große Volkszahl zu wenig Ausdehnungsmöglichkeit. Der Feldherr muß beim Entwurf seiner Schlachtenpläne vor allem auf die Landschaft Rücksicht nehmen. Der Gründer einer Fabrik sucht einen Ort in der Nähe günstiger Verkehrsmittel, seien es Eisenbahn oder Seehafen. Ein weniger reicher Boden in rauherem Klima spornt den Menschen an, alle Quellen seiner Energie zu öffnen, während eine üppige Natur im warmen Klima erschlaffend wirkt. So stößt man auf Schritt und Tritt in der Geschichte eines jeden Volkes auf die Tatsache, daß die historische und kulturelle Entwicklung mit der Landschaft eng zusammenhängt.

Gedanken dieser und ähnlicher Art wurden sehr frühe geäußert. Schon Hippokrates und Strabo schrieben darüber, wie Hassinger berichtet, und neuere Forscher beschäftigen sich immer eingehender damit. Über Griechenland, Italien und andere Länder liegen diesbezügliche Abhandlungen vor. Also Hassinger ist nicht der erste, der diese Ideen aufgebracht hat. Aber er ist der erste, der sie systematisch für den ganzen Erdkreis bearbeitet. Allerdings bloß in Umrissen. Eine erschöpfende Behandlung würde mehrere Bände beanspruchen. Doch schon das, was er hier bietet, ist sehr wertvoll. Die meisterhafte Beherrschung des Stoffes und dessen lichtvolle, plastische Darstellung machen die Lesung dieses gelehrten Buches auch zu einem ästhetischen Hochgenuß.

Man begreift wohl, daß ein Gelehrter, der bloß Geograph wäre, ein solches Werk nicht schreiben könnte. Aber Hassinger besitzt auch weitgehende historische Kenntnisse; und das ist ein weiterer Punkt, der einen angenehm berührt, daß nämlich geschichtliche Vorgänge so selbstverständlich in die Darstellung geographischer Momente verflochten sind. Dabei hütet sich Hassinger bewußt vor der Anschauung, als seien die Beziehungen zwischen Mensch und Landschaft bloß der Ausfluß der Naturgesetzlichkeit. Er spricht es klar aus, daß «menschlicher Geist und Wille den Stoff formen und die Naturkräfte ihrem Zwecke dienstbar machen.»

Am Schlusse der einzelnen Abschnitte findet sich eine Zusammenstellung der einschlägigen Literatur. Da das Buch, wie schon gesagt, nur in großen Zügen den ganzen Erdball behandelt, soll derjenige, der noch tiefer in Einzelfragen eindringen will, wenigstens durch Angabe der entsprechenden Literatur befriedigt werden. Hier hätten wir es lieber gesehen, wenn jeweils die Verfasser der einzelnen Arbeiten alphabetisch geordnet und für jedes Werk eine neue Zeile genommen worden wäre. Vielleicht ist eine solche übersichtlichere Anordnung bei einem Neudruck möglich, auch wenn einige Seiten mehr Platz gebraucht werden.

Berve Helmut. Griechische Geschichte. 1. Hälfte: Von den Anfängen bis Perikles. 4. Band der Geschichte der führenden Völker. Herder, Freiburg i. Br. 1931. Brosch. M. 7.50, geb. M. 9.50.

Auch das Werk von Berve ist vorzüglich. Schon die einleitenden Seiten über Land und See der Griechen verraten den scharfen Beobachter und gewandten Stilisten. Die frühesten Perioden sind in keiner andern allgemeinen Darstellung so ausführlich behandelt worden. Man ist dankbar

für diese breitere Behandlung. Da das Studium der Urgeschichte im allgemeinen in den letzten Jahren sehr vertieft worden ist, wird es sicher für manchen von großem Interesse sein, zu hören, daß es auf der Balkanhalbinsel und den dazu gehörigen Inseln bereits vor dem Auftreten der Griechen verschiedene Kulturschichten gegeben hat. Da wird eine Sesklokeramik, eine Diminikultur, eine Marinakeramik, eine Inselkultur unterschieden. Daß Berve auch die kretische und die mykenische Kultur weitgehend berücksichtigt, versteht sich von selbst. Vielleicht hätte da und dort eine Behauptung in bescheidener Form als Hypothese hingestellt werden können; denn besonders für die frühe Griechengeschichte ist das Material doch ziemlich spröde. Man wird etwas vorsichtig, wenn z. B. im Abschnitt über die sog. mittelminoische Periode bei Berve zu lesen ist: « Die Größe und Pracht des Palastes von Knossos rechtfertigt, da gleichzeitig auch andere stattliche Schlösser bestehen, jedenfalls noch nicht die Annahme einer überragenden Herrschergewalt, die übrigens dem Geist der minoischen Kultur widersprechen würde » (S. 25), während Wilcken in seiner Griechischen Geschichte schreibt: « Das Fehlen aller Befestigungen in Knossos und Phaistos spricht dafür, daß innerhalb der Insel kein Feind zu fürchten war, daß also die Insel als einheitliches Reich offenbar von Knossos aus beherrscht wurde (1. Aufl. S. 27).

Seite 144 nennt Berve den Dorier den reinsten Repräsentanten des mutterländischen Hellenentums, und gleich darauf heißt es, der Hellene strebe stets von Form zu Form. Diese letztere Charakterisierung paßt aber am wenigsten auf den Dorier, der ja den Konservativen von reinstem Wasser darstellt. Auch scheint es uns etwas vorschnell, den Dorier ohne weiteres als echtsten Griechen zu bezeichnen. Es ist doch mindestens der Frage wert, ob nicht der attische Jonier ein ebenso typischer Grieche sei. Was wir als charakteristisch für die Griechen ansehen, ist nicht bloß spartanische Einfachheit und Zucht, sondern auch der Witz, die spekulative Kraft, der allseitig aufgeschlossene Kunstsinn der Athener. Übrigens ist der Unterschied zwischen Dorier und Jonier gut herausgearbeitet, und was über den Einfluß des Naturells der kleinasiatischen Jonier auf die Ausbildung der homerischen Götterwelt gesagt ist, klingt sehr glaubhaft. Es liegt überhaupt ein eigener Reiz über den religionsphilosophischen Spekulationen Berves. In schwungvoller Sprache, die sich gelegentlich zu klassischer Erhabenheit steigert, werden die Gestalten der griechischen Götter entworfen. Doch dem nüchternen Leser, der sich nicht so leicht in olympische Gefilde hinreißen läßt, erscheint eine solche Darstellung etwas einseitig optimistisch. Der Satz: « Nicht an jenseitigen Hoffnungen, an der Erhabenheit und Tiefe des irdischen Daseins selbst richtet er (der adelige Grieche der Frühzeit) sich empor » (S. 102), ist eine hohle Phrase. Der kurze Abschnitt über die Knabenliebe (S. 145) ist nicht mehr bloße Konstatierung einer Tatsache, sondern ein Idealisierungsversuch dieser sonderbaren Kulturerscheinung.

Literatur und Kunst werden nicht in eigenen Kapiteln behandelt, sondern in die laufende Historie verflochten, kommen aber hier vielleicht doch etwas zu kurz, z. B. im letzten Kapitel über die klassische Zeit. So

anregend und reizvoll die allgemeinen Gedankengänge darüber sind, so lassen sie doch eine stärkere Heranziehung konkreter Beispiele vermissen.

Trotz dieser Kritik an Einzelheiten verdient das Buch weite Verbreitung; denn als Ganzes ist es, wie einleitend gesagt worden, vorzüglich. Die Anlage des Buches ist neu und reich an originellen Gedanken. Da ist keine Spur von Bücherstaub und langweiliger Gelehrsamkeit. Nein, vielmehr ist alles von persönlichem Geist durchdrungen, von Blut und Farbe voll. Sozusagen jede Zeile ist Zeuge von der starken Eigenart des Verfassers. In der Überfülle der Gedanken und Bilder verliert er gelegentlich die Geduld, den Ausdruck bis ins letzte Wort zu klären. Das kommt vor, aber nicht oft; dafür treffen wir dann wieder Sätze, die von griechischer Schönheit angehaucht sind. Z. B. « Seine (des Liedes der Sänger von Lesbos) zierlich schönen Strophen voll zauberhafter Weichheit soll nicht der Rhapsode beim Mahle oder beim Götterfest feierlich vortragen, der Schiffer wird es singen auf dem abendlich dämmernden Meer, der Landmann summen, wenn er vom Feld, aus seinem Weinberg oder Olivengarten heimwärts zieht » (S. 136).

Wir hoffen, daß es Berve gelinge, auch den zweiten Band mit gleichem Geistesschwung zu vollenden, der das Merkmal des ersten Bandes bildet. Auf einen sinnstörenden Druckfehler möchten wir noch aufmerksam machen. S. 18, Zeile 12 von unten soll es wohl heißen « vorindogermanisch », nicht « indogermanisch ».

Dr. Paul Hildebrand.

Dr. U. Lampert : Kirche und Staat in der Schweiz. 1. Band. J. & F. Heß Basel u. Freiburg 1929.

Der hervorragende und weit über die Grenzen der Schweiz hinaus als Staats- und Kirchenrechtslehrer geschätzte Freiburger-Universitätsprofessor legt uns in diesem Buche den ersten Band eines auf drei Bände berechneten Werkes über « Kirche und Staat in der Schweiz » vor. Mit einer Gründlichkeit sondergleichen behandelt der zu dieser dornenvollen Arbeit durch seine vorzügliche philosophische, theologische und juristische Bildung einzigartig befähigte Verfasser die einschlägigen Materien. Jahrzehnte hat er an der Universität über Kirche und Staat gelesen, hat das Rechtsleben in und außerhalb der Schweiz scharf beobachtet, hat eine Unmaße von Gutachten bei aufsteigenden Zweifeln, Rechtsunsicherheiten und Rechtsstreitigkeiten auf kirchlichem und staatskirchlichem Gebiete ausgearbeitet, manche von ihnen veröffentlicht und hat so schon sehr viel zu einer gerechtern Beurteilung von kirchlichen Verhältnissen durch die Staatsbehörden beigetragen. Wenn auch in dieser Beurteilung vieles besser geworden, vor allem auch seit in manchen Fragen nicht mehr Bundesrat und Bundesversammlung, die nur allzuleicht unter parteipolitischen und kulturkämpferischem Gesichtspunkte Entscheidungen trafen, sondern das Bundesgericht kompetent ist, so sind doch viele neue und neueste Entscheidungen den Ansprüchen, den wohlbegründeten Ansprüchen der Kirche noch lange nicht gerecht geworden.

Lamperts Werk ist eine Zusammenfassung der von ihm auf Katheder und in juristischen Monographien vertretenen Prinzipien, ist eine Gesamt-

schau der Rechtsverhältnisse, wie sie heute zwischen Kirche und Staat in der Eidgenossenschaft und in den 25 Kantonen und Halbkantonen bestehen, ist ein Rückblick auf die Geschichte, die zu dieser heutigen Lage geführt, frei von jeder übertriebenen Bitterkeit über Ungerechtigkeiten, die in Gesetzgebung, Judikatur und administrativen Entscheidungen begangen worden, frei aber auch von einer unbegründeten Stellungnahme zu Gunsten der Kirche und das trotzdem auch heute noch tonangebende schweizerische Rechtslehrer, die primitivsten Rechte verkennend und verleugnend und den staatlichen Standpunkt einseitig betonend die Ausnahmeartikel der Bundesverfassung verteidigen und in konfessioneller Engherzigkeit einer strengen Interpretation und Durchführung derselben das Wort reden. Lampert will « einem aufrichtigen Frieden zwischen Staat und Kirche dienen, der auf der Erkenntnis des Wesens beider Gemeinschaften begründet ist. »

Darum umschreibt er rechtsdogmatisch klar, bestimmt und sicher das Wesen der Kirche als einer dem Staate koordinierten, souveränen, vollkommenen Gesellschaft, verwirft die Lehre, nach welcher der Staat die Quelle allen Rechtes ist, verwirft die daraus sich ergebende Konsequenz, daß der Staat nach Belieben der Kirche Rechte zu- oder aberkennen könne, verfißt vielmehr das Postulat, daß der Staat zum allerwenigsten die Kirche als freie Kirche im freien Staat leben lasse, daß der Staat die Bedeutung der Religion für das Staatsleben würdigend und besonders die Größe und die Verdienste der Weltkirche anerkennend, sie als eine öffentlich-rechtliche Institution behandle und anstatt sie zu bekämpfen, ihre und damit auch seine ureigensten Interessen fördernd Hand in Hand mit ihr durch diese Zeitlichkeit gehe. Es geht auch nicht an, die katholische Kirche nach derselben Schablone zu behandeln wie das protestantische Religionswesen. « Die Übertragung protestantischer Auffassung auf die ganz anders gearteten Verhältnisse der katholischen Kirche scheitert an dem wesentlichen Umstand : es gilt als dogmatisch festgelegt, daß die hierarchische Kirchenverfassung mit dem Primat des hl. Petrus und seiner Nachfolger auf dem römischen Stuhle und mit dem Apostolat der übrigen Apostel und ihrer Nachfolger auf den bischöflichen Stühlen als von Christus angeordnete Kirchenorgane und notwendige Verfassungselemente der katholischen Konfession zu gelten haben. Die katholische Kirche tritt daher jure divino mit der Forderung auf, daß der Staat diese ihre Verfassung beachte. Sie ist Glaubenskirche und zugleich Verfassungskirche anstaltlicher Natur. » Es ist daher ganz gefehlt, wenn Staatsbehörden der katholischen Kirche den protestantischen Kirchenbegriff einer Korporations- oder Vereinskirche aufzwingen, und es ist begreiflich, daß dann Fehlschlüsse und Fehlurteile nicht vermieden werden können. « Eine Verletzung unserer katholischen Kirchenverfassung ist nun einmal auch eine Verletzung unserer Glaubenslehre und ein Eingriff in unsere Gewissensfreiheit. . . . Deshalb muß auch die Parität, die der Staat den beiden Konfessionen gegenüber zu wahren hat, nur formelle, nicht materielle Rechtsgleichheit bewirken : das gleiche Recht jeder Konfession, nach ihrer kirchlichen Verfassung ihr Religionswesen selbst einzurichten, ohne Verkümmern ihrer Wirksamkeit

in ihrem Bereich. Nicht jedem das gleiche, sondern jedem das Seine.» ... Und wenn der Bundesrat in einem Entscheide sagt, daß die politische Bundesbehörde in Dogmenfragen nicht intervenieren könne und solle, so ist dieser Satz an und für sich richtig, darf aber nicht dazu dienen, Rechtsverweigerung zu treiben und Rechtsfragen zu übergehen, und darf weiter nicht dazu führen, der katholischen Dogmatik eine von den Bundesbehörden erfundene, unwahre Dogmatik und eine einer antikirchlichen Ideenwelt entlehnte Religions- und Kirchengauffassung entgegenzustellen, was tatsächlich in kulturkämpferischen Zeiten doch geschehen ist. Lampert hat all die Entscheide der Bundesbehörden in kirchlichen Sachen mit größtem Fleiße und peinlichster Gewissenhaftigkeit zusammengetragen und läßt sie jeweilen den in den einzelnen Abschnitten seines Werkes aufgestellten Prinzipien folgen, um sie dann, je nachdem sie mit den Rechtsgrundsätzen übereinstimmen oder nicht, zu billigen oder zu mißbilligen, dabei die Fehler aufzeigend, die bei der Beurteilung begangen wurden.

In einem ersten Abschnitt behandelt der Verfasser nach einem Einleitungskapitel die Natur des Staates und der Kirche, das Interesse oder den Indifferentismus des Staates in Religionssachen und die Rechtsquellen. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den religiösen Freiheitsrechten, mit der Gewissensfreiheit, der Glaubensfreiheit und Kirchengdisziplin, mit der Kultusfreiheit und ihren Schranken, mit dem Schutz der Religionsfreiheit und den Religionsdelikten, und schließlich mit dem Recht der religiösen Erziehung der Kinder. Im dritten Abschnitt schreibt Lampert über die Religionsverbände: die Religionsverbände im allgemeinen, das Recht der Religionsverbände zur Selbstorganisation und zum Selbstregiment, Zugehörigkeit zur Kirchengemeinschaft, Anstände wegen Trennung von Religionsgenossenschaften.

Das Werk Professor Lamperts zeichnet sich aus durch Ruhe, Gründlichkeit und Objektivität und ist nicht bloß dem Juristen, sondern jedem Gebildeten sehr zu empfehlen. Den Historiker dürften neben der Darstellung der heutigen Verhältnisse vor allem die Entwicklung zu ihnen hin interessieren. Er wird auf seine Rechnung kommen, schon in diesem Bande und im folgenden, besonders aber im dritten, für den der Verfasser einen Überblick über die Geschichte der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche in der Schweiz und eine Veröffentlichung der für die heutigen Verhältnisse maßgebenden Quellen im Wortlaut ankündigt.

Lobend erwähnt möge noch sein das den Gebrauch des Werkes erleichternde ausführliche Register, die am Anfange eines Abschnittes dem ausführenden Texte vorgedruckte Inhaltsangabe der unter den Abschnitten fallenden Paragraphen, Druck und Ausstattung des Bandes.

Engelberg.

Dr. P. Anselm Fellmann, O. S. B.

Georg Schmidt. Johann Jakob Bachofens Geschichtsphilosophie,
München 1929, C. H. Beck.

In dem Verfasser dieses Buches erwächst den Bachofenschen Runen ein neuer Deuter und Kündler, ein zweiter neben *Carl Albert Bernoulli* aus

Basler Tradition selbst.¹ Schmidt hat Bachofen ebenfalls im Münchener Klages-Kreis kennen gelernt. Er suchte den maternalen Bachofen, den dieser Kreis propagiert, fand aber einen paternalen Bachofen, ganz im Widerspruch zu den bisherigen Deutungen. Daher kam er auf den Gedanken, den « wahren Bachofen » zu rekonstruieren. In der bisherigen Deutung durch Klages und Bernoulli sieht Schmidt « eine die wahren Proportionen des Bachofenschen Weltbildes verschiebende Bevorzugung des chthonisch-mutterrechtlichen Bachofen vor dem uranisch-vaterrechtlichen » (VII). « Wie gerne würde der Verfasser, so schreibt er, *Ludwig Klages* folgen und Bachofens ganzen christlichen Oberbau als ‚Kopfgedanken‘ erklären und ihn allein in seinem Unterbau, als seinen ‚Herzgedanken‘ anerkennen und den erwählten Führern beizählen! » (VIII). Schmidt « kann sich nicht identifizieren mit dem, was für Bachofen letzten Endes unzweifelhaft das Höchste ist », mit dem apollinisch-paternalen Abschluß der Bachofenschen Kulturstufentheorie. Er sieht lieber eine Kluft zwischen Bachofen und sich selber. Er ist enttäuscht, bei Bachofen nicht zu finden, was gerade Klages ihm verheißen hat. Er will deshalb Bachofen nicht umdeuten, vielmehr « eine unbedingt objektive Darstellung Bachofens versuchen » (IX). Damit soll die (im gleichen Verlag erschienene) profunde Einleitung *Alfred Baeumlers* zur Bachofen-Anthologie *Manfred Schröters*² den « begründenden Unterbau » erhalten (X). « Auch wenn der Verfasser, hierin durchaus *Ludwig Klages*‘ Stellung teilend, nur von Bachofens chthonischen Erkenntnissen sich wirklich genährt weiß, so glaubt er doch gerade hiefür seine Dankbarkeit nicht würdiger betätigen zu können, als daß er auch dem ihm persönlich fremden, dem uranischen Bachofen in Umfang und Betonung das Wort gibt, wie es dessen eigener Wille gewesen » (XII).

Schmidt gibt nun aus Bachofens « Mutterrecht » sämtliche Stellen wieder, die den dortselbst unausgesprochenen Systemaufbau zu rekonstruieren in der Lage scheinen (S. 10 ff.). Seine Arbeit setzt sich das Ziel, « jede Einzelaussage Bachofens aus dem zufälligen Ort, an dem sie, als Produkt der Analyse eines Symbols oder eines Mythos steht, herauszulösen, sämtliche das gleiche Problem betreffenden Aussagen zusammenzustellen und endlich die Gesamtheit der Probleme und Aussagen nach dem in ihnen selbst enthaltenen systematischen Zusammenhang zu ordnen » (S. 12). Dadurch soll, « was Bachofen in sich ist », gekennzeichnet werden (S. 15), nicht durch Polemik, sondern durch « simples Hinstellen der Tatsachen » (S. 17).

Der Verfasser führt diese Methode mit sehr viel Geschick durch von der Methodologie Bachofens über die metaphysisch-geschichtsphilosophischen und kosmologischen Prinzipien seines Systems bis zu dessen Darstellung in den Entwicklungsstufen (Urchaos, chthonischer und lunarischer Tellurismus, Solarismus). Wie problematisch freilich diese philo-

¹ Siehe meine Studie « Bachofen und die Romantik » in dieser Zeitschrift, 1928.

² Siehe meine Studie « Bachofen-Renaissance » in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1928, LXXXV, 316-342.

logische « Tatsachenforschung » ist, erhellt aus folgendem. Mit *Aristoteles* stellt Bachofen die Realdistinktion von εἶδος und ὕλη, in die beim Stagiriten platonisches Ringen der Idee um Erfahrung erstarrt ist, im Bild von Mann und Weib dar (S. 29 ff.).¹ Dem phänomenologischen Wortlaute nach, den allein eine Zitierarbeit vorliegender Art berücksichtigen kann, muß man auf dieser Grundlage aus Aristoteles-Bachofen natürlich eine extrem paternale Auffassung folgern. Der Mann, das εἶδος, der intellectus agens in der Scholastik, ist das rein Geistige, der Stoff hingegen das Ungeistige, Minderwertige. Für die konstruktive Betrachtung allerdings liegen die Sachverhalte ganz anders. Aristoteles-Bachofen mögen immerhin die Übergewichtigkeit des « Vaters » vor der « Mutter » betonen, — indem beide die männliche Potenz als durchaus « leer » fassen, alle Inhalte aber von unten, aus der tellurischen Sphäre « erzeugt » sein lassen, zeigt sich der Gesamtbau ihres Denkens doch mit anderem Vorzeichen als vielleicht beabsichtigt. Die Gemeinde Bachofens bis herauf zu Klages-Bernoulli hat also den Meister trotz seines apollinisch-solarischen Ausklanges im Wortlaut instinktiv richtiger erfaßt als Schmidt. Bachofens Wortlaut mag apollinisch-paternal sein in wichtigen Partien, sein Sinngehalt, die innere Logik seines Systemaufbaues, ist tellurisch-maternal. Denn entweder ist « Vaterrecht » der Schöpfer des « Mutterrechtes » in principio, in primordiis der Menschheitsgeschichte, oder es ist nur eine Fiktion, eine Leervorstellung oder Verbrämung für einen konträr gearteten Kausalverlauf. Die unbewußte, tiefere, maternale Schichte ist bei Bachofen durch eine bewußte, aber oberflächliche und nachträgliche paternale Deutung nur überdeckt, nicht durchorganisiert.

Um seine Zitiermethode durchführen zu können, muß Schmidt « scheinbare Widersprüche » oft sehr künstlich ausgleichen (S. 39, 57), insbesondere Einschübe vornehmen, die in Bachofen selbst keine Stütze finden. Hier zeigt sich die Undurchführbarkeit der simplen Tatsachenerhebung. Daß bei Bachofen « gleich ursprünglich » wie das « Urchaos », die Herrschaft des absoluten Stoffes, auch die des absoluten Geistes stehe (S. 56), ist in keiner Weise zu belegen. Die « mütterliche Urzeugung » wäre darnach nicht absoluter Anfang Bachofenschen Denkens, sondern nur relativer, innertellurischer, in der tellurischen Ideologie gegebener (S. 57). Nicht im Sinne Bachofens ist ferner die Behauptung, die Kyklentheorie habe nur eine partielle Geltung (S. 39). Meine Belege aus Bachofen wird Schmidt auch für den Gedankengang beibringen können, das Männliche tendiere in der Entwicklung nach seiner « ursprünglichen Reinheit » (S. 60), das « an sich höhere » Männliche unterliege nur innerhalb des Tellurismus dem Weiblichen (S. 61), da es doch « eigentlich » das Herrschende sei in der « vollkommenen Ordnung » (S. 62). Für alles dieses ist Bachofen nicht als Zeuge aufrufbar. Für ihn ist vielmehr Promiskuität und Hetairismus ein absoluter Anfang. Gewiß steht dies im Widerspruch zu dem Endziel apollinischen Vaterrechtes, das er aufstellt. Aber das sind eben die beiden Schichten des kausalen Empirismus und idealen Formalismus in seinem

¹ Metaphysik, I, 6, 988 a, 2 ff.

Denken, die ungeschieden nebeneinander liegen. Um beide in ein Gedankengebäude zu bringen, vollzieht Bachofen eine deutliche Formalisierung des Vaterrechtes, das für ihn auffällbar ist nur durch Inhalte, die das Mutterrecht, die vor-paternalen Kulturstufen erzeugt haben. Bachofens Vaterrecht ist, dies beweist die tief maternale Struktur seines Denkens, in keiner Weise die prinzipielle *Erlösung des Weibes*, von der Paulus spricht, sondern, wie Schmidt richtig sagt, « Zertrümmerung des Stoffes, nicht Läuterung » (S. 105). Diese Paternität, « welche des Menschen Erhebung auf Unterdrückung und Ertötung von Sinnlichkeit und Leidenschaft gründet », trägt die Maternität und Promiskuität kyklisch bereits wieder in ihren Lenden!

Die Belege bringt Schmidt selbst in seiner Zusammenstellung, wonach Bachofen als letzte Vollendung seines Systems der Paternität den Zölibat feiert, die radikalste Emanzipation des Mannes vom Weibe (S. 128 ff.), und zwar nicht als sacrificium, als das es die paulinisch-augustinische Auffassung empfindet, sondern als den letzten und tiefsten Sinn des Daseins. Nicht die familiale Bindung der schweifenden Kräfte in Mann und Weib ist darnach der Sinn von Bachofens Geschichtsphilosophie und Kultursoziologie, sondern der — « Männerbund », der aber, wie auf ethnologischer Seite längst erkannt worden ist (Schurtz, Frobenius, Thurnwald), nur die notwendige und selbstverständliche Kehrseite des « Mutterrechtes ist. » Bachofens apollinische Stufe ist nicht echtes, reines, erlösendes Vaterrecht, sondern ganz im Gegenteil die Erfüllung der hetairistisch-gynaikokratischen Kyklentheorie. Die Kritik, welche Schmidt gerade den von ihm irrtümlicherweise als paternal bezeichneten apollinischen Gedanken Bachofens widmet, eine durchaus berechtigte Kritik, wie man sagen muß (S. 105 f.), scheint freilich fast zu erweisen, daß seine Antipathie gegen Bachofens « Kopfgedanken », also gegen das Christlich-Vaterrechtliche in Bachofen, sehr stark bedingt ist, wenn nicht durch Unkenntnis Bachofens, so doch durch Unkenntnis dessen, was « paternale Tradition » im christlich-europäischen Denken ausmacht.¹ Bachofen repräsentiert diese Tradition in keiner Weise, auch nicht in seinen apollinischen « Kopfgedanken ». Vielmehr ist er gerade in ihnen, fast mehr noch als in der eigentlich chthonisch-tellurischen Schichte seines Denkens, der *Klassiker einer maternalen Kultur-auffassung*, indem niemand so wie er es verstanden hat, die Erlöserfunktion des Mannes gegenüber dem Weibe zu verdünnen, zu formalisieren und umzukehren in eine der Kulturberufung des Mannes in keiner Weise voll entsprechenden Emanzipation des Mannes vom Weibe.

Im Anhang druckt Schmidt einige Aufsätze ab, in denen er die Bachofenforschung Bernoullis und Baeumlers bespricht. Darin betont er neuerdings, « sich heimischer zu fühlen in Bachofens naturnäheren, mutterrechtlichen Welt, in der ursprünglichere Kräfte wirken als in der geistnäheren, vaterrechtlichen » (S. 136). Diese offen eingestandene Front gegen Christentum und Vaterrecht ist ein Vorzug dieser Arbeit und berührt weitaus sympathischer als die Versuche, dem Christentum mit Bachofenscher Weisheit aufzuhelfen.

Dr. Ernst Karl Winter (Wien).

¹ Siehe meinen Artikel « Paternale Staatstheorie » im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, IV. Bd. (im Erscheinen).

Pastor, Ludw. Freih. v., Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Restauration und des Dreißigjährigen Krieges. XIII. Band. Zweite Abteilung; Urban VIII. Zweiter Teil (XXXVI-585-1058). Freiburg, Herder, 1929.

Si notre revue n'a pas rendu compte des derniers volumes parus de l'*Histoire des Papes* de Pastor, c'est parce que la maison éditrice avait omis de les envoyer à notre rédaction. Cet oubli venant d'être réparé, nous présenterons à nos lecteurs, dans le présent numéro et dans ceux qui suivront, les quatre volumes sortis de presse depuis 1929, et celui qui reste à paraître encore et avec lequel s'achèvera l'œuvre monumentale de Pastor.

La plus longue moitié de la première partie du tome XIII avait été consacrée à Urbain VIII. (Cf. *Rev. hist. eccl. suisse* 1930, fasc. I.) C'est du même pontificat que s'occupe le volume suivant tout entier, soit la seconde partie du tome XIII. Le premier paragraphe est l'un des plus intéressants de l'ouvrage. L'auteur y examine les réformes ecclésiastiques d'Urbain VIII, et tout d'abord celle du bréviaire, qui fut confiée à une commission spéciale. Urbain VIII, poète assez goûté et dont les poésies furent souvent éditées et plus d'une fois traduites, composa lui-même les deux hymnes propres de sainte Marthe et de saint Herménégilde. Sur son ordre, et non sans qu'il y ait collaboré également, les anciennes hymnes du bréviaire, notamment le *Vexilla Regis*, furent retouchées. On n'épargna que l'*Ave Maris stella* et les compositions de saint Thomas pour l'office du Saint-Sacrement. Ces retouches, qui visaient à plier au mètre classique les hymnes de l'antiquité chrétienne, furent critiquées, déjà au XVII^me siècle, et on peut, en effet, les regretter, comme il faut, dans un domaine différent, déplorer cet autre besoin du pontificat d'Urbain VIII : celui de transformer, pour les adapter au style baroque, les anciennes basiliques de la Ville éternelle.

Parmi les Ordres religieux, une place à part est faite à la congrégation des Dames anglaises. Elles voulaient être une sorte de pendant féminin des Jésuites. Leur fondatrice, Maria Ward, se heurta à de grandes difficultés, surtout à cause de la suppression de la clôture. Par ordre supérieur, plusieurs des maisons qu'elle avait fondées furent fermées, et le second but de la congrégation dut être abandonné ; mais, malgré toutes les persécutions essuyées, Maria Ward demeura toujours soumise et ne perdit jamais confiance en la réussite finale de son œuvre.

Le procès de Galilée de 1633 est raconté tout au long. L'auteur aboutit à des conclusions analogues à celles de l'abbé Vacandard. Au procès de 1616, l'affirmation que la terre tourne autour du soleil, centre du monde, avait été déclarée hérétique, en tant qu'elle contredisait de nombreux textes de l'Écriture. Galilée, en voyant arriver au pontificat le cardinal Barberini, qui était l'un de ses admirateurs, se mit à espérer. Il fit, en 1624, un voyage à Rome et eut six longs entretiens avec le Pape. On le flattait, et il était convaincu qu'il y avait maintenant, à la Curie pontificale, une tendance favorable au système de Copernic, système que lui-même considérait comme « certain, quoique démontré faux par la foi ». Galilée revint à Rome en 1630. Riccardi, dominicain, qui était de l'avis qu'il ne s'agissait, dans toute

cette affaire, que de science et qu'il ne fallait pas y mêler l'Écriture Sainte, était devenu Maître du Sacré-Palais. Adroitement, Galilée obtint de ce personnage influent de pouvoir imprimer son livre et de le faire paraître à Florence. La théorie de Copernic y était présentée comme vraie, et le nom assez significatif de Simplicius donné au personnage qui, dans le dialogue, soutenait la thèse contraire. Le Pape soumit l'affaire à une commission qui, constatant que Galilée avait violé l'engagement pris en 1606, le déféra à l'Inquisition. Cité à Rome devant ce tribunal, Galilée alléguait son âge, sa santé. Il finit par arriver, en février 1633, et l'on eut pour lui beaucoup de ménagements. Il déclara n'avoir, malgré les apparences contraires, pas défendu le système de Copernic et l'avoir même, en son for intérieur, abandonné depuis 1606. De cette dernière affirmation, toutefois, l'Inquisition n'arriva pas à se convaincre, et c'est pourquoi, le 22 juin, Galilée fut condamné, comme suspect d'hérésie, à trois ans de prison et son livre mis à l'index. Quant aux censures encourues, ajoutait la sentence, elles lui seraient épargnées, s'il attestait, sous la foi du serment, la véracité de ses allégations touchant ses convictions intimes. Galilée signa le serment exigé, et, par ordre du Pape, il fut enfermé au palais de l'ambassadeur de Florence ; puis, à la demande que celui-ci adressa au Saint-Père, l'Inquisition lui permit d'aller purger sa peine à Sienne, auprès de l'archevêque Piccolomini, son élève, et il fut enfin, le 1^{er} décembre 1633, autorisé à habiter une campagne qu'il possédait près de Florence. Il s'agissait donc, en 1633, non plus du système de Copernic, mais d'une question de fait : Galilée avait-il, oui ou non, désobéi à l'engagement pris dix-sept ans auparavant ? Urbain VIII, qui avait encore déclaré en 1624 que la thèse héliocentrique n'était pas une hérésie, eut, dans la suite, des paroles assez dures pour Galilée. On se montra sévère parce qu'on ne voulait pas voir des laïques interpréter l'Écriture Sainte à leur guise. Par ailleurs, après la condamnation, le Pape usa, on l'a vu, de réels ménagements à l'égard de l'illustre physicien. La malheureuse affaire de Galilée, écrit Pastor, eut, malgré tout, ses heureuses conséquences : Galilée fut ramené à son véritable domaine, la physique, qui, plus que l'astronomie, a fait sa réputation auprès de la postérité ; et, d'autre part, l'erreur commise en 1616 et en 1633 servit de leçon aux théologiens et les mit désormais sur leurs gardes.

L'auteur retrace ensuite, au cours d'une soixantaine de pages, les débuts du jansénisme. L'exposé est très vivant et la documentation abondante ; même les travaux les plus récents sont utilisés : *l'Histoire du sentiment religieux* de H. Brémond ; *l'Histoire générale du mouvement janséniste* de Gazier, mais pas, par contre, le *Port-Royal* de Laporte. L'auteur n'est pas tendre pour la Mère Angélique ni pour Saint-Cyran. Peut-être aurait-il pu avoir plus d'égards pour Pascal, dont il n'est dit que quelques phrases assez dédaigneuses. Il ne semble pas, du moins, qu'on sera en droit d'adresser à ces pages, comme naguère au chapitre du tome X consacré à la controverse *De auxiliis*, le reproche de partialité envers les Jésuites. Tout au plus cette phrase finale pourrait-elle prêter à confusion : « Historiquement, écrit l'auteur (p. 697), on comprend le mieux la nouvelle hérésie en voyant dans Jansenius l'antipode de Loyola, le contraire et le contre-coup de

la doctrine de la grâce des Jésuites » (p. 697. A la même page, note 1, lire Pie XI et non pas Pie IX).

Ranke, Gregorovius et d'autres après eux, ont reproché à Urbain VIII d'avoir, en dessous, soutenu les protestants pour ruiner l'Autriche. Déjà Aug. Leman, en 1919, avait fait justice de cette calomnie. Pastor, qui cite souvent l'auteur belge, aboutit à la même conclusion et prouve que Urbain VIII, qui aimait particulièrement la France — ce qui s'explique, puisqu'il fut nonce à Paris — fit preuve toujours de la plus louable impartialité. La preuve en soit, entre autres, que les Espagnols le trouvaient trop francophile, tandis que Richelieu, inversement, lui reprochait d'avoir trop de sympathies pour le roi catholique.

Pastor ne ménage pas Richelieu et souligne combien sa politique, visant à élever la France, quitte à s'allier dans ce but aux adversaires de la religion catholique, paralysa, en Allemagne, l'œuvre de la contre-réformation. Le rôle d'arbitre du monde, joué jusqu'ici par le Pape, et déjà en partie brisé par les succès de la Réforme, fut supprimé à jamais par le règne de l'absolutisme national inauguré en France par le célèbre Cardinal. Du côté français, on a reproché à Pastor (y compris Leman qui vient d'être cité) d'avoir trop présenté la politique de Richelieu comme inspirée par des visées personnelles, alors qu'il travaillait, en réalité, pour le bien de la France menacée par l'Espagne, qui tendait à la monarchie universelle. Quelques expressions de l'historien des Papes pourraient, en effet, être supprimées, qui semblent prêter à Richelieu des vues égoïstes, mais sans que soit justifiée, pour autant, la politique par trop dénuée de scrupules du Cardinal.

En Bohême, les Jésuites et les Capucins travaillaient ferme pour le retour à l'unité catholique. On procéda parfois un peu *manu militari*, avec l'aide de l'Empereur ; mais la question avait aussi un côté politique, et ce fut moins comme protestant vexé qu'avec des visées de conquérant, que Gustave-Adolphe prit les armes contre l'Autriche.

C'est sous le pontificat de Grégoire XV, prédécesseur d'Urbain VIII, que s'était posée la question du mariage du prince héritier d'Angleterre avec la fille du roi d'Espagne. Le prince anglais, après avoir séjourné assez longtemps à la cour de Philippe IV, était rentré en Angleterre, déjà un peu refroidi. Le projet fut abandonné et le prince finit par épouser la fille de Marie de Médicis : Henriette-Marie de France. Le Pape espérait que le résultat de cette union serait une amélioration de la situation des catholiques anglais. Ce ne fut guère le cas, l'opinion anglaise leur demeurant très hostile. Personnellement, le prince, devenu maintenant Charles I^{er}, ne leur était pas contraire ; il partageait même quelques-unes de leurs croyances, au point que le Pape l'invita plus d'une fois à se convertir. Malheureusement, le jeune roi manquait de caractère. A plus d'une reprise, il fut soutenu par les catholiques contre ses autres sujets, mais lui ne s'intéressait à eux que lorsqu'il y voyait son propre avantage.

En Suisse, la Nonciature revêtait, aux yeux de Rome, une importance spéciale, à cause de l'influence que sa position géographique lui permettait d'exercer en France, en Allemagne et en Autriche. Le nonce Scotti, à son

départ (1639), laissa un mémoire destiné à informer son successeur, et qui est intéressant par les appréciations qu'il y donne sur la situation religieuse dans notre pays. (Notons à ce propos qu'il n'y a jamais eu d'évêque de Lausanne du nom de Jean de Versoix, comme l'appelle le mémoire de Scotti (p. 779) ; l'évêque était alors Jean de Watteville.)

La question des rites chinois est traitée brièvement. Les discussions, souligne Pastor, avaient commencé parmi les Jésuites eux-mêmes. Elles se généralisèrent ensuite, et ce qui contribua à les envenimer, ce furent les rivalités entre Jésuites portugais, d'une part, et Franciscaïns et Dominicains espagnols, de l'autre. Le Japon subit, vers 1622, une terrible persécution : des missionnaires furent plongés dans le fleuve de soufre qui sortait d'un volcan. Dans l'Amérique du Nord, par contre, un converti, lord Baltimore, fonda le Maryland, ainsi nommé en l'honneur de l'épouse de Charles I^{er}, la reine d'Angleterre.

Ce fut Urbain VIII qui fit ériger, par Le Bernin, le baldaquin sur le maître-autel de l'église de St-Pierre. On utilisa, à cet effet, la charpente d'airain du portique du Panthéon. L'idée fut suggérée par Le Bernin lui-même, le métal commandé se trouvant ne pas suffire. La nouvelle solution permit non seulement de terminer le baldaquin, haut en tout de 28 m., mais de fondre, en outre, 80 canons. Au vestibule du Panthéon, cette charpente n'était, il faut le reconnaître, que peu apparente ; la décision du Pape mutilait, malgré tout, le seul monument de l'antiquité intégralement conservé, et c'est à cette occasion que le médecin du Pape se permit le propos bien connu : *Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini*.

Urbain VIII dut s'engager, au sujet de l'Etat pontifical, dans une guerre, celle de Castro, qui ne fut, il est vrai, pas très meurtrière — les troupes pontificales étaient d'ailleurs déplorables — mais qui coûta fort cher au Souverain Pontife et qui abrégéa ses jours. Urbain VIII mourut, le 29 juillet 1644, âgé de 76 ans, en pleine possession de ses facultés intellectuelles. Il a eu ses défauts. Il faut lui reprocher principalement les faveurs dont il combla ses neveux : non pas qu'il leur ait permis de jouer un rôle politique, mais il leur donna l'occasion de considérablement s'enrichir.

Urbain VIII a échoué dans sa grande idée : l'union de toutes les forces catholiques contre le protestantisme et l'islam. Par contre, grâce surtout au concours du Bernin, il est, avec Sixte-Quint, celui des Papes qui a le plus contribué à donner à la Ville éternelle la physionomie qui lui est restée.

Avec le tome XIII de l'*Histoire des Papes* se termine la série des huit volumes consacrés par Pastor à la Contre-réformation et à la Restauration catholique. Il n'a pas écrit moins de 750 pages sur le pontificat d'Urbain VIII. C'est parce que, fait-il remarquer au début du tome suivant, nous parvenons avec lui au point culminant de la période inaugurée par Paul III, tandis que, dès la deuxième moitié du XVII^{me} siècle, il y aura arrêt et même recul. C'est de ce demi-siècle et du XVIII^{me} que nous parleront les trois derniers volumes de l'*Histoire des Papes*.

L. Wæber.

Dr. Oskar Vasella. Geschichte des Predigerklosters St. Nicolai in Chur.
Von seinen Anfängen bis zur ersten Aufhebung (1280–1538). Paris 1931.

Die Monographie erscheint als Band I einer vom Hist. Inst. der Dominikaner in Rom herausgegebenen Buchreihe (Dissertationes Historicae, Fasc. I, xvi+163 S. Paris 1931) und ist des Verfassers Freiburger Dissertation. Vasella behandelt 250 Jahre wechselvoller Klostergeschichte. Das um 1280 in Chur entstehende Predigerkloster genießt Schutz und Förderung durch die Bischöfe von Chur, die seine Gründung veranlassen und die Früchte seiner Haupttätigkeit ernten. Mitte des XIV. Jahrhunderts erreicht es seine erste Blüte. Es ist, während um diese Zeit andere Klöster seines Ordens in der deutschen Provinz bedenklich sinken, im Volke verankert und steht in der Gunst einheimischer Adelsgeschlechter. Die Blüte dauert bis Ende des Jahrhunderts. Am jetzt einsetzenden Niedergang ist die Lage des Klosters nicht unbeteiligt: Am Ausfluß der großen Bündner Alpenpässe gelegen, wird es zum Absteigequartier herumvagierender Brüder aus «Nirgendheim». Mangelnde Visitationen — St. Nikolai steht an der Peripherie der Ordensgründungen auf deutschem Boden —, eine unglückliche Klosterverwaltung, politische Wirren im Bistum, das sich nach Österreich orientiert, tun das Übrige. Zucht und Sitte lockern sich, wirtschaftlicher Ruin reißt ein. Die Stadt setzt dem Konvent einen weltlichen Pfleger — es ist der Anfang vom Ende. Nochmals zwar glückt eine Reform. Von Basel und Ulm, und zuletzt und entscheidend von Gebweiler aus, wird Chur für die Observanz gewonnen und kurz vor der Glaubensspaltung steht es wieder in neuer Blüte nach innen und außen da. Trotzdem fällt es 1538 der Reformation zum Opfer, nicht, weil es reif für den Untergang gewesen, sondern namentlich, wie Dr. Vasella feststellt, das zielsichere Vorgehen der 1537 gegründeten Rhätischen Synode unter Führung Comanders wird ihm zum Verhängnis.

Die Monographie Vasellas greift zeitlich den Arbeiten von Schieß (1903), Gillardon (1907) und Simonet (1918) voraus, die alle die Geschichte seit der ersten Aufhebung behandeln, und berichtigt ihre Auffassungen in manchen Punkten. Der Wert der Darstellung liegt im glücklichen synthetischen Blick des Verfassers, der die Geschehnisse in Chur überall auf dem Hintergrund des großen Verlaufes in Welt und Kirche sieht, und dann namentlich darin, daß er seine Ergebnisse nicht als «geniale» Konstruktionen oder «intuitive» Erfassungen vorlegt, sondern auf Grund reicher Archivalien und Dokumentensammlungen. Im Anhang finden sich nicht weniger als 78 Nummern Regesten und Texte, von denen die meisten ungedruckt, viele unbekannt waren. Ein gut gearbeitetes Namen- und Ortsverzeichnis erleichtert die Benützung der Dokumente.

Einige *methodische* Aussetzungen mögen der Kritik nicht verargt werden. Der Verfasser zitiert benützte Werke nicht immer unter demselben Titel (z. B. Finke H., Ungedruckte Dominikanerbriefe usw., soll nach dem Literaturverzeichnis mit Finke zitiert werden [S. xiv], figuriert aber schon S. 1 n. 3, unter Finke, Ungedr. Dominikanerbriefe; Kind, Chr. I., Die Stadt Chur in ihrer ältesten Geschichte [S. xv, Literaturverzeichnis], ist

S. 3 n. 1 angeführt als Kind Chr.: Älteste Geschichte der Stadt Chur. Kind's Currätische Urkunden werden einmal so genannt [S. xiv], dann Churr. Urkunden [S. 10 n. 3]). Manchmal genügen die Angaben bei einzeln zitierten Werken nicht [so im Literaturverzeichnis S. xiv unter Hauck und S. 28 n. 1]; dann wieder werden mehrere Bände eines Werkes angeführt, wo die Anführung des benützten Bandes befriedigte [S. 12 n. 5; S. 58 n. 2]. Die zweite Auflage von J. G. Mayer, Kloster St. Luzi, wird einmal mit Einsiedeln 1907, dann mit Lindau 1907 angegeben. Störend wirkt, daß die Seitenzahl bei angeführten Werken regellos, selbst in der gleichen Anmerkung [S. 33 n. 1], bald mit S., bald mit p. bezeichnet wird. Die Schreibweise « 2. Aufl. » u. ä. (bei Zitierungen) ist veraltet und umständlich. S. 8 wird in Anmerkung 2 nach vorn auf S. 6 auf eine dort nicht vorkommende Anmerkung 4 verwiesen. Bei der Edition der Dokumente wäre es unerläßlich gewesen, die Anmerkungen überall nach Buchstaben und Ziffern zu scheiden, je nachdem es sich um Textgestaltung oder Text-erläuterung handelt. Der Verfasser wollte wohl den Apparat nicht allzusehr belasten, wenn er davon absah. Beim Abdruck von Dokumenten, die in mehreren Abschriften vorhanden sind, fehlt die Angabe, welche für den Druck als Vorlage diente. Eher sparsam ist der Verfasser bei der Edition mit Auflösungen von Abkürzungen und mit Erklärungen zum Text (vgl. S. 96 die Inschriften der Siegel zu Dokument 5 und S. 108 Siegelinschriften zu Dokument 24, die nicht für jeden Leser selbstverständlich sind). Die vielen falschen Satzzeichen und Verschreibungen und gelegentlichen grammatikalischen Fehler *in der Darstellung* müssen wir wohl den französischen Setzern zugute halten.

Sachlich wäre zu beanstanden, bzw. zu berichtigen: Der im Jahre 1251 zum Bischof von Chur gewählte Heinrich von Montfort ist der III. seines Namens, nicht der IV., wie ihn Vasella zweimal nennt (S. 1 u. 2). Ob « personae religiosae et devotae » schlechthin mit « geistlichen Personen und *in religiösen Gemeinschaften* lebenden Gläubigen » gleichgesetzt werden dürfen (S. 97, Anhang 8, dazu S. 16), möchten wir bezweifeln. « Cellerarius » würde wohl besser mit Kellermeister als mit Kellner (S. 27) übersetzt. S. 86 hat die Korrektur eine irreführende Dittographie stehen gelassen (Insuper tria monasterii sigilla etc.). S. 88, Zeile 6 von unten, ist Nr. 27 zu streichen. Brunner Joh. kommt im Text vor S. 76 n. 6, nicht n. 1, wie das sonst ausgezeichnete Namenverzeichnis verweist (S. 150). — Es ist zu wünschen, daß auch die übrigen Dominikanerklöster in der Schweiz ihre zusammenfassende Darstellung erhalten mögen, wie sie nun St. Nikolai in Chur von seinen Anfängen bis zum Untergang besitzt. Namentlich die Reformbewegung in den schweiz. Dominikanerkonventen ist bisher wenig beleuchtet.

Truns.

Dr. Karl Fry.

